



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Luise Hensel

Binder, Franz

Freiburg, 1885

33. Am Lebensabend. In Aachen und in Bonn. Die Kriegsjahre. Das Concil.
Jhr Emaus. (1866 - 1870.)

urn:nbn:de:hbz:466:1-27634

wir Frauen müssen uns jetzt um das allerheiligste Altarssakrament schaaren, und die allerseeligste Mutter des Herrn müßte unsere Anführerin sein.“¹

Wenn es ihr versagt war, den liebgehegten Gedanken bei Lebzeiten zu verwirklichen, so wollte sie ihn wenigstens — noch am Grabe pflanzt sie die Hoffnung auf! — der Zukunft aufbewahrt wissen, und zu der künftigen Gründung einer solchen Genossenschaft, ihres „lieben Klösterchens“, einen ersten Baustein herbeigetragen haben. Als daher ihre Lieder im Druck erschienen, schrieb sie ihrem Diöcesanbischof, daß sie dem Grundgedanken der Angelegenheit, welche sie dem Oberhirten vor vier Jahren vorgetragen habe, treu geblieben sei, weshalb sie das Honorar für ihre armen Lieder zu einem „Capitälchen für diesen Zweck“ bestimmt habe, dazu einige Werthsachen und Reliquien, ihre etwa 400 Bände enthaltende Bibliothek und mancherlei dem Zweck entsprechendes Hausgeräth. Die Honorarsumme wurde auf der Sparkasse angelegt.

Der Ehre und Verherrlichung des unter der Gestalt des Brodes im Tabernakel thronenden „Königsjohnes“, dem sie ihr Herz und ihr Leben geweiht, dem sie die seligsten ihrer Lieder gesungen, sollte nach ihrem Tode noch auch der ihnen entfließende irdische Ertrag zugewiesen sein. —

33. Am Lebensabend.

(1866—1870.)

**In Aachen und in Bonn. Die Kriegsjahre. Das Concil.
Ihr Gmaus.**

Als die Lieder Sammlung dem Druck übergeben wurde, hatte Luise Maria Hensel bereits ihre „goldene Hochzeit“ gefeiert — volle fünfzig Jahre waren seit dem Tage ihrer Conversion am Feste der Immaculata vergangen, jenem Tage der Entschei-

¹ Bei Schlüter S. 157.

ding, den sie stets als „den festlichsten ihres ganzen Lebens“¹ betrachtete und zu feiern liebte.

So wandelte sie über die Schwelle des Greisenalters, noch immer regen Sinnes, und auch in leiblicher Hinsicht trotz der mannigfachen und mitunter höchst schmerzhaften Krankheiten, von denen sie im Lauf der Jahre heimgesucht wurde, noch ziemlich rüstig. Kopfweh und Augenleiden hatten sie viel gequält. Am meisten aber waren es gichtische Plagen, welche seit dem Anfang der sechziger Jahre sie häufig, theils an den Händen, theils im Knie, belästigten und ihrem Arbeitsdrange manches quälende Hinderniß bereiteten, die sie jedoch muthig trug. Als im Winter 1863—1864 die Gicht in den Händen ihr „einen Finger nach dem andern verrenkte“, am schlimmsten an der rechten Hand, schrieb sie: „Ich habe oft fürchterliche Schmerzen, aber doch nicht mehr als Gott will, und jedenfalls viel, viel, viel weniger als ich es hundertmal verdient habe; also ist's gut so, sehr gut.“ (An Ap. Diepenbrock, 8. Febr. 1864.)

Das Reisen wurde ihr seitdem immer mehr beschwerlich, wenn gleich auch jetzt kein Jahr verging, in dem nicht irgend eine menschenfreundliche Aufgabe, eine unwiderstehliche Bitte sie in die Ferne lockte. So im Sommer 1867, wo sie ein volles Vierteljahr in Aachen und am Rhein sich festhalten ließ. Sie war seit dem 21. Juni dieses Jahres von der Gicht im Knie lahm, so daß sie „trotz aller lieben Einladungen“ schon glaubte den Gedanken an eine Reise aufgeben zu müssen. „Meine Sehnsucht, die lieben kostbaren Heiligthümer (zu Aachen) in meinem Leben noch einmal zu sehen und dann auch meine lieben Kinder und Freunde am Rhein, gab mir aber den Gedanken ein, mich an die hl. Muttergottes und den hl. Antonius zu wenden, daß sie mir, wenn es nicht gegen Gottes heiligen Willen sei, die Möglichkeit erbitten wollten, diese Reise

¹ Brief an Frau C. Schülgen vom 18. Nov. 1868. — Vgl. auch Schlüter 149. 192. 204. Tagebuch S. 332.

machen zu können, und ich ließ zwei heilige Messen zu diesen lieben Heiligen lesen in unserer Franziskanerkirche, und sieh, es ward sogleich in soweit besser mit mir, daß ich auf einen starken Krückstock gestützt wieder gehen kann, wenn auch mit Schmerz und Mühe und nur kleine Wege. So habe ich denn die Reise gewagt und noch die letzten acht Tage der schönen Feier hier genießen können, wofür ich Gott sehr dankbar bin." ¹

— In Aachen blieb sie bis Mitte August, um noch das Fest der hl. Clara (12. August) mitzumachen, das „von den Nonnen im armen Kinde Jesu so überaus schön gefeiert wird“, und das zugleich der Namenstag der Oberin war, ihrer guten Clara Fey. Auch am Rhein wurde sie durch die Liebe ihrer Schülerinnen und Pfleglinge länger gehalten als sie gewollt, so daß sie erst Ende Oktober wieder in die Einsamkeit ihrer Zelle zurückkam.

Ähnlich wiederum 1869. Die erste Hälfte dieses Sommers (vom 25. Juni bis 9. Aug.) war einem Besuche in Bonn bestimmt, wo sie, mit Ordnen ihrer Papiere beschäftigt, bei der ihr befreundeten Oberin des Johannisospitals, Amalie von Sasaulx, wohnte; die zweite Hälfte gehörte abermals der Krönungsstadt Aachen. Hierüber berichtet sie in einem Brief an Apollonia:

„Ich werde Dir im Frühjahr geschrieben haben, daß ich mich in Bonn bei der lieben M. Augustine auf zwei Monate eingemietet hätte, um dort in Ruhe meine vielen Papiere durchzusehn und viele derselben zu vernichten. Die Arbeit war mir leiblich und geistig schwer, und doch wollte ich sie vor meinem Lebensende so gern abgemacht haben. Leider bin ich trotz der größten Anstrengung nur ohngefähr mit der Hälfte fertig geworden; es hatte sich in meinem langen Leben zu vieles angehäuft. Viel, viel Liebes habe ich verbrennen müssen und werde es noch ferner thun. Auch von Dir, Du Liebe,

¹ Aus Aachen, 25. Juli 1867. An Frau Elise Schülgen.

habe ich ein großes Pack lieber, rührender Briefe, zum Theil noch von 1818. Ich will sie aber alle noch einmal lesen, bevor ich sie verbrenne; nimm aber noch meinen Dank für alle Liebe, die Du mir darin aussprichst. Gott Lohn's! — In Bonn, wo ich so gut wie gar nicht ausging, ward mir doch viel Zeit durch Besuche genommen, und dann kam meine Schwester und war vierzehn Tage bei mir, bevor wir nach Aachen gingen, wo sie wieder die Kur gebraucht hat, und ich bei meiner guten Monheim, einer Schülerin aus St. Leonhard (Netta Fey) gewohnt und natürlich so viel wie möglich mit ihrer Schwester Clara und den übrigen Nonnen, die meist meine Schülerinnen waren, verkehrt habe. Sie wollen immer, ich solle noch nach Aachen übersteden; aber daran ist in meinem Alter nicht zu denken. — Es war meine Absicht in den ersten Tagen des Oktober wieder hier (in Wiedenbrück) zu sein; ich hatte mir aber eine arge Erkältung zugezogen und war beinahe zwei Monate am Brustfieber und seinen Folgen krank. Allerheiligen und Allerseele lag ich noch zu Bett; ich bin erst am 24. November im Stande gewesen die Rückreise anzutreten¹, und sie ist mir noch schwer genug geworden. Aber ich danke Gott, daß ich wieder in meiner kleinen Zelle bin, denn trotz aller Liebe und guten Pflege sehnte ich mich nach der Ruhe und Bequemlichkeit meines kleinen Nestchens. Es wird mir seit lange sehr schwer, mit Menschen zu verkehren, wenn sie mir auch noch so lieb sind. So nahe seinem Lebensende sieht man immer mehr ein, daß man keine Zeit mehr zu verlieren oder zu verschenken hat, wo man nicht eignes oder fremdes Heil durch ein Opfer an Zeit gewinnen kann. Ich habe aber immer viel Freude an dem rüstigen, von Gott sichtlich gesegneten Wirken so vieler dortigen Schülerinnen. Gott sei Dank!“²

¹ Der behandelnde Arzt in Aachen beehrte als Honorar für ärztliche Bemühungen: „die zweite Ausgabe von L. Hensels Liedern.“

² Wiedenbrück, 5. Dec. 1869.

Mehr noch als die Hinfälligkeit des Alters empfand die lebhafteste Dichterin den athembeklemmenden Wechsel und Sturm der außerordentlichen Zeitereignisse im Vaterland, welche in das letzte Jahrzehnt ihres Lebens fielen. Der Bruderkrieg von 1866 mit seinen unseligen Verwicklungen schnitt ihr tief in die Seele, und es ward ihr oft unsäglich schwer, der inneren Aufregung Herr zu werden. „Ich thue jetzt nichts als beten und alle möglichen Zeitungen lesen, was mir das Herz immer noch mehr zerreißt, was man aber jetzt doch nicht lassen kann.“¹ Daß die Regierung ihres Königs mit der Revolution sich verbünden könne, schien ihr lange unglaublich; um so peinlicher ward sie durch die Bestätigung der Thatsache betroffen und erschüttert. „Gott helfe uns aus diesen schmachvollen Banden!“ ruft sie voll Betrübniß aus². Auch ihre Briefe an Schlüter sind voll der Klagen: „Es ist ein trauriges Ding um die Politik, und man kann sie jetzt doch so schwer aus dem Kopf bringen... Lassen Sie uns beten, beten, beten zum König des Friedens und St. Michael mit seiner ganzen himmlischen Miliz, um rechte feste Ordnung in unserm armen, von Parteien zerrissenen Deutschland.“ (Br. S. 177; vgl. 172, 175.)

Von dem furchtbaren Kriegsgewitter des Jahres 1870 wurde Luise Hensel überrascht, als sie zum Besuche einer Trauernden auf Haus Knippenburg, einem einsamen Schloßchen bei Oberhausen, weilte. Dort lebte eine ihrer vielen anhänglichen und dankbaren Zöglinge aus St. Leonhard, Fräulein Antonie Devens, welche im vorausgegangenen Winter ihre Schwester verloren und seitdem die alte zur Freundin gewordene Lehrerin mit Bitten bestürmt hatte, für einige Zeit mit ihr die Einsamkeit zu theilen, mit so rührenden Bitten, daß die Gutherzige nicht widerstehen konnte. Fast drei Wochen verbrachte Luise auf „der schönen Knippenburg“. Als sie am

¹ An ihre Pflegetochter. 10. Juli 1866.

² An dieselbe, 17. Juli.

16. Juli nach Wiedenbrück zurückreiste, bemerkte sie an den Bahnhöfen eine so seltsam unruhige Bewegung, daß sie sich erkundigte und nun zu ihrem Schrecken vernahm: Napoleon habe Tags zuvor den Krieg erklärt. „Du kannst denken, wie meine Seele dadurch betrübt ward und wie schwer mir die Ergebung in Gottes heiligen Willen geworden ist, jetzt in meinem Alter noch einmal all den Jammer, den ein Krieg in Folge hat, zu durchleben.“¹ Sie sah in dem grausen entfesselten Sturm ein Strafgericht Gottes über die Völker. Es sei, bemerkt sie, „etwas Eigenthümliches, Epidemieartiges in den Richtungen, wo wir die Fäden oft schwer verfolgen können, aus denen sich ihr Volksleben bildet“; wenn auch in dem französischen Volke der frevelnde Uebermuth den Gipfel erreicht, von schwerer moralischer Verschuldung sei keines freizusprechen. „Gott ist furchtbar in seinen Strafen“, äußert sie im Hinblick auf das unglückliche Frankreich. „Es gehören starke Nerven dazu, die gegenwärtige Zeit zu ertragen, die so großartig, aber auch so schwer, so schrecklich und drohend ist.“²

Bei aller Betrübniß indessen, deren „sich Niemand erwehren kann, der ein Herz hat“, wollte sie nicht verhehlen, daß sie lebhaft Anklänge empfinde an ihre Jugendzeit, an die freudige Aufregung des Befreiungskampfes. Es ward ihr öfters, als sei es 1813 und sie selbst „ein junges Mädchen, das von Begeisterung überschäumte“³. Vier Tage nach ihrer Rückkunft hatte sie denn auch bereits mit andern rührigen Leuten in Wiedenbrück einen Frauenverein gestiftet, der sich sofort in Thätigkeit setzte und eifrig mit Charpiezupfen, Anfertigung von Verbandzeug und sonstigen zweckdienlichen Arbeiten beschäftigte. „Hier der kleine Ort,“ schreibt sie an ihre Pflegetochter, „thut was er kann. Wir kommen wöchentlich drei Nachmittage zu-

¹ Wiedenbrück, 20. Aug. 1870. An Ap. Diepenbrock.

² Anhang zum Tagebuch S. 430; vgl. Schlüter 216. 219.

³ An Apollonia Diepenbrock, 20. Aug. 1870. Tagebuch S. 430.

sammen, um Verbandgegenstände zu machen; ich bin aber seit gestern daran, kleine Kopfkissen, nur mit Heu gefüllt, zu verfertigen, da die in Rheda haltenden Züge mit Verwundeten öfters Mangel an Heu und Stroh äußerten, um besser liegen zu können.“ Auch zur Aufnahme und Pflege von Verwundeten hielt man sich in Wiedenbrück bereit. Wegen des herrschenden Nervenfiebers mußte dieses aber unterbleiben, obgleich bei den barmherzigen Schwestern und den Franziskanern für 40 Mann alles eingerichtet war¹.

Mit einer Mischung mütterlicher Sorge und Freude begleitete sie in Gedanken ihre in den Krieg ausziehenden Pflegeköhne und Verwandten. „Die Begeisterung der jungen Leute,“ schreibt sie an die Schwester der erstern, „begreife ich wol und theile sie sogar; es ist mir wie ein Widerschein aus meiner frühen Jugend, 1813—1815. Möchte aber auch nur,“ fügt sie bei, „in die Frauenwelt ein guter Geist fahren wie damals, wo sie sich vom Luxus und Modetand ernstlich lössagte, eine einfache, anständige Tracht annahm, und sich um keine französischen Schnitte mehr kümmerte. Die französischen Moden waren auf lange verschwunden, und den Schmuck hatten wir schon zur Einkleidung der unbemittelten Freiwilligen gegeben. Dabei war natürlich auch häuslicher und religiöser Sinn wieder in viele Familien zurückgekehrt, wo früher Putzsucht und Verschwendung geherrscht hatten. Gott helfe, daß es wieder so werde und länger nachhalte!“² — „Möge der bittere Krieg nur der Mit- und Nachwelt gute Früchte bringen!“ so lautet im Wesentlichen der Refrain aller ihrer Briefe aus dieser Zeit. Diese Früchte aber sah sie in einer ernsten Einklehr des Volkes in sich selbst, in einer sittlichen und religiösen Erneuerung.

¹ Wiedenbrück, 11. August und 31. Oktober 1870. An Frau E. Schülgen.

² Wiedenbrück, 11. August 1870.

Größere Sorge noch, als der Krieg mit seinen blutigen Folgen, bereiteten ihr die Befehdungen der Kirche, zumal aber der Hader und die Spaltung „auch unter denen, die nicht zur Partei der Gottesfeinde gehören“. Das Eifern und Streiten so vieler Katholiken gegen das am 8. December 1869 eröffnete Concil erfüllte sie mit Betrübniß. Ihre persönliche Stellungnahme zu der großen, alle Geister bewegenden Frage war längst entschieden, und sie ließ darüber ihre Freunde nicht in Zweifel. „Was die Unfehlbarkeit des Papstes in Glaubenssachen betrifft, so habe ich die niemals bezweifelt, und sie gründete sich bei mir sowohl auf die heilige Schrift an mehreren Stellen derselben, noch ehe ich das katholische Bekenntniß abgelegt hatte, wie auf meinen, verzeihen Sie die Unbescheidenheit meines Bekenntnisses — einfachen Menschenverstand; denn was würde aus der Kirchenlehre, was aus ihrer Disciplin geworden sein in den vielen Verfolgungen und Wirren, öfters bei schwachen oder nicht guten Päpsten, wenn das Wort des Herrn nicht ihre Rechtgläubigkeit schützte?“ — So fest und unanfechtbar stand ihr diese Lehre von vornherein, daß sie für die an die Bischöfe entsendeten Laienadressen nur Worte der Mißbilligung hat; daß sie kaum begreift, daß auch ihr gelehrter frommer Freund Schlüter, wie sie sagt, von dem „Concilsfieber“ so vieler Geister der Gegenwart berührt und beunruhigt war. Sie gehörte zu den glücklichen privilegierten Seelen, welche sich in der Arche der Kirche ein für allemal sicher und geborgen wußten. „Ich weiß, der hl. Geist kann und wird sich nicht irre machen lassen, und so muß der letzte Ausspruch des Concils die richtige Lehre sein. Darum schlafe ich auch ganz ruhig.“¹

Hatte sie die aus Gelehrtenkreisen hervorgegangene, immer mehr sich verbitternde Agitation schon während der Concilsverhandlungen mit Befremden beobachtet, so verursachte ihrem katholischen Gefühl die fortgesetzte Opposition nach dem Schlusse

¹ An Schlüter S. 212. 215.

des Vatikanischen Concils, der sie mit wachsendem Erstaunen folgte, vollends schmerzlichen Kummer. Unbegreiflich ist es ihr, „wie noch jetzt so manche, bisher ganz brave Theologen oder auch Laien, die gute Katholiken sein wollen, noch immer ihre Meinung über den Ausspruch des Concils setzen können trotz der bündigsten und deutlichsten Auseinandersetzungen, welche unsere Bischöfe zur Belehrung solcher Zweifler gegeben haben“. Unbegreiflich ist es ihr, „wie man glauben kann, Gott werde es jemals zulassen, daß die sämtlichen Bischöfe mit dem Oberhaupt an der Spitze in Irrthum gerathen könnten und nur ein halbes Duzend Professoren mit ihrem bunten Anhang von allerlei halbgläubigen und gar nichts glaubenden Menschen, die unter sich noch über die wichtigsten Lehren streiten, nun mit einemmale die Kirche ausmachen“. (Anhang zum Tagebuch S. 432.) Von der unheilvoll fortschreitenden Spaltung der Geister tief betroffen, ruft sie: „Möchten die armen gelehrten Männer doch nur einsehen, daß nur die fixe Idee von ihrer eigenen Unfehlbarkeit sie hindert, an die Unfehlbarkeit des Oberhirten der Kirche (wo er als Lehrer der Kirche spricht) zu glauben. Ich glaube, es ist besser, für diese Männer zu beten, als mit ihnen zu disputiren; sie müssen eben zu der Gesinnung kommen, die den hl. Petrus im Namen der übrigen treu gebliebenen Jünger sagen ließ: Herr wohin sollen wir gehen? Du hast die Worte des ewigen Lebens. Die Einsicht wird dann schon folgen.“ — „Die Kirche wäre keine 1800 Jahre alt geworden, wenn ihr jedesmaliges Oberhaupt in der Lehre nicht unfehlbar gewesen wäre.“¹

Daß unter den Männern, welche durch ihr feindseliges Auftreten gegen die Definition des Dogmas Aergerniß erregten und „die schwachen Katholiken und die sich uns annähernden Protestanten verwirren“, so viele ihrer Bekannten waren, „deren Namen sonst einen guten Klang hatte“, war ihr eine de

¹ An Schlüter S. 219. 220. 222. Dazu Tageb., Anhang 431—432.

niederdrückendsten Erfahrungen, und innig betete sie für die Irrenden um „Einsicht und Demuth“. Besonders nahe ging ihr der Abfall der Professoren Neusch und Reinkens, von denen zumal der letztere seit anderthalb Jahrzehnten in regem Verkehr mit ihr gestanden und ihr Vertrauen in solchem Grade zu erwerben gewußt hatte, daß sie ihm, einem wiederholt und immer dringender geäußerten Wunsche desselben um Aufzeichnungen nachgebend, ihre Tagebücher und andere Documente über den Gang ihres inneren Lebens für eine künftige Biographie anvertraute, was sie nun lebhaft bedauerte. Seit 1870 brach sie alle Correspondenz mit Dr. Reinkens ab, und legte sich, wie sie an Apollonia Diepenbrock schreibt, ernstlich die Frage vor, ob sie nicht „alle Papiere und Briefe von ihm zurückfordern solle und müsse“, die er etwa von ihr noch in Händen habe. Auch der Regensburger Freundin gab sie das Gleiche zu bedenken bezüglich der auf ihren Bruder, den seligen Cardinal Diepenbrock, bezüglichen Papiere; diese zurückzuverlangen, schein ihr durchaus nothwendig: „denn es ist zu fürchten, daß er sie mißbraucht, und Deinem seligen Bruder den Schein zu geben versuchen wird, als habe er ähnliche Gesinnungen in Hinsicht Roms gehabt wie er . . . Mir ist es auch sehr leid, daß ich ihm so viel Vertrauen bewiesen und manche mir werthe Papiere gegeben habe. Seit zwei Jahren habe ich ihm aber nicht mehr geantwortet, und nun schreibt er mir auch nicht mehr“¹. Drei Wochen später kommt sie noch einmal hierauf zurück: „Seitdem hat der unglückliche Reinkens noch weitere Fortschritte auf seiner gefährlichen Bahn gemacht und ich wiederhole meine Frage: sollen und müssen wir nicht alle Papiere und Briefe von ihm zurückfordern, die er von uns erhalten hat? Willst Du's gemeinsam mit mir thun, so sage es mir, bitte, bald. O, in wie trauriger Zeit leben wir!“²

¹ Wiedenbrück, 15. Jan. 1872.

² Wiedenbrück, 7. Febr. 1872. Der gemeinsame Schritt unter-

In einem Codicill zu ihrem bereits 1865 niedergeschriebenen Testament traf sie jetzt die nachfolgende letztwillige Verfügung: „Im Fall mich der Tod überholt, bevor ich alle meine Papiere geordnet und über sie bestimmt habe, will ich hiemit feststellen, daß sie sämmtlich an den Executor meines Testaments, Herrn Kreis-Gerichtsrath Alfred Hüffer, der Zeit zu Paderborn, gesendet werden zur Sichtung und theilweisen Vernichtung nach seinem Urtheil, nicht aber wie ich früher in meinem dem Gericht hieselbst übergebenen Testamente bestimmt hatte, dem Herrn Professor Dr. Reinkens zu Breslau, weil derselbe sich leider außerhalb der Kirche gestellt hat, mithin mein Vertrauen nicht mehr besitzt. Luise M. Hensel.“

Wiedenbrück, den 8. December 1871.

Im vorerwähnten Brief gedenkt Luise auch der ehemaligen Bonner Oberin Amalie von Lasaulx, Schwester Augustine, die in Vallendar, zu ihrem Herzeleid unverzöhnt mit der Kirche, gestorben war (28. Jan. 1872). „Ich hatte sie so lieb und hatte ihr Liebe zu danken,“ klagt sie der guten Appel. „Wöge Gottes Barmherzigkeit sie nicht auf ewig verlassen haben! Sie wußte wohl nicht, was sie that. Denn es war eine völlig fixe Idee bei ihr geworden, das Concil sei kein ächtes, und ihr Freund und Beichtvater, der in Bonn auch der meine war (Prof. Hilgers), bestärkte sie darin . . . Gott bewahre uns Alle und rette was noch zu retten ist!“

All das bereitete ihr großen und aufrichtigen Kummer. „Ich habe viel, viel Leid durchgemacht durch den Abfall so vieler Seelen, die mir früher zum Theil werth waren und denen ich Liebe zu danken habe . . . O möchten doch alle die

blieb, ohne Zweifel deshalb, weil Prof. Reinkens die fraglichen Briefe Diepenbrocks nicht von Apollonia, sondern von deren in Bonn lebenden Nichte erhalten und, nach geschehener Abschriftnahme, wieder zurückgegeben hatte, wie letzteres auch mit den Hensel'schen Tagebüchern der Fall.

Abgeirrten die Wahrheit erkennen und offen bekennen zu ihrer Rettung!"¹

Wie sehr indeß solche Erfahrungen ihr Herz verwundeten, ihr religiöser Friede blieb davon unangefochten. Ihrem kirchlichen Bewußtsein diente der Gedanke zum Trost, daß eine Zeit der Läuterung und Heimsuchung der Kirche stets zum Heile ausgeschlagen, und dankbar begrüßte sie jede Kundgebung, die auf solche Zeichen deutete. „Bei dem vielen Traurigen und Beklagenswerthen, was jetzt auf der Welt geschieht, ist es aber eine große Erbauung und Freude zu sehn, wie das schöne feste Auftreten der Bischöfe und Priester vor Freund und Feind Zeugniß gibt, wo die Kirche zu finden ist.“ So am 24. Mai 1871 an ihre Pflgetochter; und ein Jahr darauf, als die kirchenfeindliche Wendung in der innern Politik Preußens sich vollzog, an Apollonia Diepenbrock (21. März 1872): „Du hast Recht, wir leben in einer Zeit, die des Antichrists würdig ist; aber Gott sei Dank! wir haben auch ächte Streiter der Kirche, und eben die Verfolgung rüttelt manche Schläfrige und Laue auf und zieht von den bessern Protestanten uns Manche näher. Es ist eine Sichtung der Geister eingetreten, und was nicht stichhaltig ist, wird wohl abfallen müssen. Für die Kirche ist das kein Verlust; nur ist es schmerzlich, es mitanzusehn.“

Auch was in andern Ländern, zumal in Italien, gegen Rom und die Kirche geschah, vermochte sie in ihrem felsenfesten Vertrauen in die göttliche Weltregierung, auf den endlichen Sieg des guten Princips nicht zu beirren, wie sehr es ihr auch oft schwer wurde, „die Geduld nicht zu verlieren, wenn man sehen muß, wie die Ruchlosigkeit immer fecker sich entfaltet und so viel Edles und Herrliches zerstört“. Wußte sie ja, daß „ähnliche Zeiten voll Trübsal und Ungemach“ schon so oft über die Christenheit hereingebrochen. Sie kannte das Wort des großen Athanasius, der in der Zeit der Verfolgung, als die kirchen-

¹ Im Anhang zum Tagebuch S. 431.

treuen Bischöfe in die Verbannung geschickt wurden, beim Abschied von seiner trauernden Gemeinde sprach: „Kinder, trauert nicht, es ist nur eine kleine Wolke, die vorüberzieht!“ Sie verließ sich auf den großen Steuermann, der das Schiff der Kirche noch immer durch Stürme und Klippen glorreich hindurchgeführt. „Es sieht überall traurig aus; doch Gott läßt Seine Kirche wohl leiden und gedrückt werden, aber nicht untergehn. Nach dem Kyrie eleison kommt das Gloria.“¹

In ihrem innern, religiösen Leben war sanfte friedliche Abendstimmung eingetreten, jene dankbare Ergebung eines Wanderers, der nach langer heißer Pilgerfahrt dem erhofften Ziel sich nahe fühlt. An den Stufen des Altars, in der Nähe ihres Heilandes, fand sie stets die umfriedende Ruhe, welche die Unruhe und das Gewirre des Tages ihr genommen. Der poetische Ausdruck dieser Stimmung liegt in dem schönen Liede „Mein Emaus“ vor, das im Juni 1869 entstanden ist. Als sie es im darauffolgenden December für die Regensburger Freundin abschrieb, bemerkte sie dazu, sie sende ihr dieses als eines ihrer letzten Lieder, weil sie denke, daß es auch ihre Stimmung ausspreche.

Der Tag hat sich geneiget,
 Kehr ein, geliebter Gast!
 Der Lärm des Tages schweiget
 Und gönnt der Seele Rast.

Laß uns beim süßen Mahle
 Und trauter Rede nun
 Im linden Abendstrahle
 Von schwerer Wandrung ruhn.

O, nicht vorüber gehe,
 Mein, weile, holder Gast!
 Allein in deiner Nähe
 Wird meiner Seele Rast.

¹ Wiedenbrück, 21. März 1872. An A. Diepenbrock. — Vgl. Schlüter S. 219.

Als du auf fernem Wegen
Mir nahtest ernst und traut,
Hat deiner Rede Segen
Mir Trost in's Herz gethaut. —

Ob sich die Schatten strecken
Und wachsen riesengroß:
Nichts kann ein Herz erschrecken,
Das ruht in deinem Schooß.

Mein Haupt an deinem Herzen
Wie St. Johann beim Mahl,
Weiß ich von keinen Schmerzen
Von keiner Todesqual.

Wollst nicht von hinnen fliehen,
Nicht lassen mich allein,
Bis ich mit dir darf ziehen
Zum seligen Verein.

34. Von Wiedenbrück nach Ahlen und Paderborn.

(1871—1873.)

G. Schwenger. Im Krankenhaus zu Ahlen. Pauline
v. Mallinkrodt.

In die Gewohnheit ihres Wiedenbrücker Daseins brachte der Sommer des Jahres 1871 einen empfindlichen Riß, der nicht ohne Folgen für den Rest ihrer Lebensstage blieb: durch den Heimgang ihrer Hauswirthin und Freundin Gertrud Schwenger. Nahe an zwanzig Jahre hatte sie mit der wackern Dame zusammengelebt und in friedlicher Eintracht die gemeinsame Last des Tages getheilt. Nun galt es der Gefährtin, die sie „trotz mancher Wunderlichkeiten lieb“ hatte und die sie in der letzten Zeit schon wochenlang am Krankenbett wie ein hilfloses Kind gepflegt, den letzten Dienst zu leisten, der Scheidenden die Augen zuzudrücken.

Am 26. Juli 1871 schreibt sie aus Wiedenbrück: „Mein liebes gutes Neppelchen! Was denkst Du wol, daß ich Dir

Binder, Luise Hensel.

20